

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 37 (1933-1934)
Heft: 16

Artikel: Joggeli : die Geschichte einer Jugend [Fortsetzung]
Autor: Heer, Jak. Christoph
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-670449>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Am häuslichen Herd.



XXXVII. Jahrgang

Zürich, 15. Mai 1934

Heft 16

Pfingstlied.

Erneut ist holder Pfingsten Fest
Ins ird'sche Land gekommen,
Und frühlingsfrohe Botschaft hat
Die Menschheit rings vernommen —
Nun selbst dem Dornstrauch grünes Laub
Und duft'ge Blust entsprossen,
Soll willig sich auch jedes Herz
Dem höhern Geist erschließen.

Die Botschaft geht durch Feld und Wald
Und singt von allen Zweigen:
„O Mensch, erwach aus düst'rer Nacht,
Lern dich der Liebe neigen!“
Sie mahnt: „Macht alle Türen auf
Und alle Menschenherzen,
Der Feindschaft Fesseln brecht entzwei
Und wären sie selbst erzen!“

Die Botschaft steht mit Sonnenschrift
Ans Himmelszelt geschrieben:
„Nicht mitzuhassen bist du da,
Vielmehr um mitzulieben!“
Und fühlst du's, daß die Menschen all
Sind einer Welt Genossen,
Dann hat der Pfingsten heil'ger Geist
Sich dir ins Herz ergossen.

Emil Hügli.

Joggeli.

Die Geschichte einer Jugend von Jak. Christoph Heer.
(Fortsetzung.)

Nachdruck verboten!

Auf gutem Grunde.

Das Seminar von Kuosen ist ein ehemaliges Johanniterhaus in erhöhter Lage neben der stattlichen Dorfkirche, ein weitläufiger, etwas nüchterner Bau. Vor ihm fließt der Wildbach, der den freundlichen Ort durchzieht und zwischen malerischen Weidenbäumen in den See fällt. Ein doppelröhriger alter Brunnen plaudert am Eingang des Stiftes, das rebenum-

rankt in einen großen wohlgepflegten Garten blickt. Darum her dehnt sich das Dorf an sanftem Uferstrand und schaut über die Bläue des Sees hinunter nach der Stadt, die, von grünen Hügeln und Bergen beglänzt, sich mit Türmen und Giebeln, mit Warten und Binnen an die letzte weiche Seebucht schmiegt. Wo man in Kuosen hinblickt, blühen und duften die Gärten, aus dem Bilde atmet Behagen und Wohlstand,

seeauf- und seeabwärts reicht das Dorf anderen Dörfern die Hand, und wie ein Kranz reihen sie sich um die liebliche Mondsichel des Sees. Darüber her blicken felsige Vorberge der Alpen, sie, die ewigen weißen Häupter selber, und Wellenblau der Tiefe und Firnelicht der Höhe spielen an den Ufern wie Traum ineinander.

Von den Segenswünschen der Mutter und Friedlis begleitet, begann Jakob Sturm seinen Seminarweg voll freundiger Zuversicht.

Die Anstalt war in vier Klassen von über hundert Böglingen und etwa zwanzig Mädchen belebt, die an der Seite der Jünglinge still und zurückgezogen die Ausbildung zu Lehrerinnen suchten. An der Spitze der Anstalt stand ein Kirchenmann, der für einen Teil der Böglinge ein Konvikt leitete, während die anderen als schlichte Kostgänger in den Bürgerhäusern des Dorfes wohnten. Jakob Sturm genoß eine Weile die Herrlichkeit des Konvikts, die überlangen Gebete, die zu kurzen und zu knappen Mahlzeiten und die schlechten Öllichter, bei denen man am Abend in den niedrigen, dumpfen Klassenzimmern die Aufgaben löste. Für allerlei Unzulängliches entschädigten sich die Böglinge, frisches gesundes Blut von der Landschaft, Jünglinge, die meist noch aus einfacheren Verhältnissen als Jakob Sturm hervorgegangen waren, in jugendlichem Mutwillen. In den unter dem Dach gelegenen Schlafsälen schlugen sie mit Bettstücken ihre fröhlichen Schlachten, aus den Tiefen der Schränke holten sie Eßvorräte und Lederbissen, die sich die Wohlhabenderen heimlich von ihren Elternhäusern schicken ließen, teilten sie freundschaftlich, und in herzlichem Geplauder fanden sich die jungen Leute.

So gut wie die Gymnasiasten von Wülfsenberg merkten sie zwar bald, daß Jakob Sturm ein nicht leicht zu ergründender Sonderling sei, erkannten aber auch, daß seine kleinen Eigenheiten harmlos waren und nicht kränkten noch beleidigten. Obwohl er sich gern auf den Einsamen hinausspielte und sich nie völlig an andere dahingab, fielen ihm nach und nach wieder herrliche Jugendfreundschaften zu. Auch hatte er das Glück, in einer Klasse zu sitzen, die gleich von Anfang an unter der Lehrerschaft als hervorragend begabt und tüchtig galt, um ihn wehte eine gesunde Luft, er lebte im Gefühl, nach einer bösen Zeit auf einen guten Grund geraten zu sein, und diese Wahrnehmung versöhnte auch Christoph Sturm, den zurückgekehrten Vater. Er war zwar mit der Laufbahn, die der Junge unter dem Schutze der

Frau Elisabeth eingeschlagen hatte, nicht einverstanden, er sah aber, daß der Sorgensohn unter verständnisvollen Lehrern im Seminar zu Ruosen gedieh. Und unter diesen war einer, ein feinsinniger deutscher Dichter, der in Jakob Sturm eine besondere Begabung entdeckte, sie pflegenswert fand und ihm erloschene Sterne neu und mit erhöhtem Glanz am Fernhorizont des Lebens wies.

Aber auch das Seminar hatte seine Fährden und Klippen. Da gab es zwar kein Landweberlein, aber unter der Menge der Lehrer einen, der beinahe die Rolle des Herrn Doktor Salomon Süs vom Gymnasium in Wülfsenberg übernahm. Der Quälgeist war der Lehrer des Geigenspiels und zugleich Aufseher des Konvikts, ein aufgeregter Herr, wie die meisten Musiker sind. Freilich war die Violine in den ungeschickten Fingern Jakob Sturms, der die Töne nicht scharf genug hörte, ein fast unbrauchbares Instrument, das sich jammernd über die Hände beklagte, zwischen die es geraten war. Es war, als sei die Rache des mit Friedli gemeinsam verstümmelten Vases über ihm. Um nun dem Bögling, der seine hohe Kunst nicht erfaßte, die persönliche Verachtung auszudrücken, ernannte ihn der Lehrer zum Verwalter jener Konviktsämter, die kein Seminarist liebte, so zum Besorger der Turngeräte. Gegen Mitternacht trat der Künstler einmal in den Schlaßaal: „Sturm, stehen Sie auf, es sind Geräte im Freien geblieben.“

„Dafür kann ich nichts, wenn die Männer von Ruosen bis um zehn Uhr turnen,“ erwiderte Sturm.

„Doch, doch; nur schnell empor!“ drängte der Geigenspieler.

Ein Richern ging durch den weiten Saal.

„Herrgott, die Krawatte brauchen Sie für Ihre Arbeit nicht auch noch anzuziehen!“ schalt der Lehrer.

Helles Gelächter in allen Ecken. Und der Schlaftrunkene, der auf die gesunde Übung des Turnens fast so wenig wie auf das Geigenspiel hielt, ging und schaffte die Geräte in dunkler Mitternacht unter Dach.

Kleine Leiden blieben also auch im Seminar nicht aus, doch wurde das lästige Konvikt, welches das Treiben der Böglinge scharf überwachte, bald aufgehoben, an die Stelle des Kirchenmanns, der gestorben war, trat als Direktor der Anstalt Doktor Walter Wegmann, der hochangesehene Lehrer der Naturwissenschaften. Die Schüler fanden in den Bürgerhäusern von Ruosen

Unterkunft und erfreuten sich unter der neuen Leitung einer schönen Bewegungsfreiheit. Jakob Sturm war von den Ämtern, die ihm der Geigenspieler übertragen hatte, erlöst, nur noch ein kleines Folterinstrument betäubte sein friedliches Dasein, der Türschlüssel des Geigenkünstlers, der ihn auf den über die Saiten gespannten Fingern des unfähigen Anfängers tanzen ließ, bis sie im Krampf erstarrten.

Einmal aber senkte Jakob Sturm seine Violine. „Ich spiele nicht mehr.“

Da jagte der Lehrer den Rebellen wütend davon, eilte ihm mit erhobenem Geigenbogen nach, der über die Schlüsselhiebe aufgebrachte Bögling aber wandte sich: „Empfange ich den ersten Streich, so Sie ganz gewiß den zweiten.“

Über dem Geräusch im Flur, auf den die meisten Lehrzimmer mündeten, streckten die übrigen Lehrer die Köpfe neugierig aus den Türen, sahen die beiden Widerparte in dramatischer Stellung, und mochte das Bild, das sich in die schleunige Flucht des Künstlers auflöste, einigen peinlich sein, so konnten andere ein Lachen kaum verheizen.

Besonders der alte Mathematiklehrer Truninger nicht, der sonst der Schrecken der Böglinge war, für Jakob Sturm aber von Anfang an ein eigenartiges väterliches Wohlwollen an den Tag legte. Nicht etwa weil der frühere Gymnasiast das Mittelmaß der Schüler an mathematischer Kraft überragt hätte, sondern vielleicht weil der feurige Graukopf irgend etwas Ursprüngliches im Wesen des Träumers spürte. Er war die wichtigste Erscheinung unter den Seminarlehrern, hatte etwas Wetterhartes und Eisenfestes wie ein Kapitän zur See an sich und liebte es, mit einer bärenhaften Grimmigkeit in die Klassen zu treten. Sobald er aber seinen Schützling bemerkte, blickten die durchdringenden grauen Augen vergnüglich auf, strich er sich, um ein Lächeln niederzuzwingen, den grauen, schmalgeschnittenen Bart; ja, der von vielen gefürchtete Eisbär ließ oft mitten in einem kalten geometrischen Beweis die Kreide sinken. „Sturm“, grollte er, „wenn Sie mit Ihren schelmischen Kinderaugen so zu mir hinsehen, bringe ich die Aufgabe nicht fertig. Wo bleibt da der Ernst der Arbeit?“

Einige Tage nach dem Zusammenstoß zwischen dem Lehrer des Violinspiels und seinem unfähigen Schüler winkte der Mathematiker den Bögling, dem er auf der Straße begegnete, zu sich heran, sein kluges Gesicht lächelte gütig, und

da er die Schüler nur unter dem Zwang der Anstaltsordnung mit „Sie“ anredete, versetzte er: „Ich sage jetzt ‚du‘ zu Ihnen. Man hat dich aus dem Seminar sperren wollen, Jakob Sturm. Man fragte, wozu einer, der unmusikalisches ist, Lehrer werden wolle? Ich habe dich aber nicht fahren lassen. Ich hoffe, du bedürfst einmal der Musik nicht. So bist du auf meinen Antrag von den Violinstunden losgesprochen.“

„Ich danke Ihnen“, erwiderte Jakob Sturm gerührt vor Freude, daß der Schlüssel des Künstlers keine Gewalt mehr über ihn hatte.

Truninger fragte: „Sind denn Aussichten, daß du später einmal die Universität besuchen kannst? Was spricht der Vater dazu?“

Da wurde freilich der Bögling kleinlaut.

Der Mathematiker aber versetzte in seiner Fellsprache herzlich: „Wenn dein Vater einmal nach Ruosen kommt, will ich schon das Wort für dich ergreifen. Nur eins! Du sollst nicht wie ein Herr, der Sommerbögel fangen geht, durch das Dorf spazieren, nicht so häufig auf dem See gondeln. Du ärgerst damit die Lehrer, und mit Lustschlössern gelangt man nicht auf die Universität.“

Der Vorwurf traf. Wenn es ihm nicht gerade einfiel, daß ein Kirchenbesuch Pflicht wäre, ließ sich Jakob Sturm jeden Sonntagsmorgen vom alten Schiffsvermieter am Strande ein Boot und fuhr in die Mitte des Sees hinaus, der wie Sammet in der Sommerbläue lag. Die Dampfboote, die durch die Flut rauschten, trugen festliche Wimpel, die Berge schauten mit sonnigen Gesichtern ins Land, der weiße Blumenkranz der Uferdörfer schimmerte aus dem Grün, die Glocken erhoben nah und fern ihr Spiel, ihre Töne verwoben sich in der Luft, sie hebten selbst durch die Flut, und der Seminarist dachte sonntäglichen Gemütes an Friedli, wie sie jetzt, jung, schön und anstandsreich, von der romantischen Mühle an der Krug nach dem lindenumschirmten Kirchlein von Nebelfingen walle, inniglich an ihn sinne und wohl auch für ihn bete. Eine fromme Andacht strömte durch sein Wesen, er empfand es wie ein Gotteswunder, daß gerade die liebliche, gescheite Friedli ihm in schönem Jugendglauben verbunden sei, und überlegte tief und ernst, was für ein Brief wohl ihr höchstes Wohlgefallen erregen möchte. Dann stieß er das Boot ans Ufer zurück, eilte heim und füllte Blatt um Blatt. Das war ein seliges Schreiben.

In der Mitte der Woche aber kam ein zierliches Briefchen zurück, das er in heller Span-

nung öffnete. Waren es Liebesbriefe, die der Seminarist in Ruosen und das Mädchen in Rebbelfingen tauschten? — Jedenfalls waren sie besonderer Art. Das Wort „Liebe“ kam nur in der Anrede vor, den Schluß bildete ein „Herzlich grüßt Dich“ und was dazwischen stand, war so, daß der häßligste Erziehersmann keine Raupe im Beet gefunden hätte, doch waren die Blätter frei und ungezwungen, köstliche Jugendsonntagsbriefe, die ihre Beschränkung nur im natürlichen Feingefühl des Jugendpaares fanden. In Friedlis Briefen stand entweder am Anfang oder am Ende etwas Schelmisches, dazwischen manche gemütreiche Erinnerung an den kleinen Kreis ihrer Kindheit, besonders an das Fallenbrücklein. „Du erinnerst Dich gewiß auch noch an die armen Rotkehlchen, die unbeschreiblich traurig extrunken sind. Auf mich war der Eindruck so stark, daß ich mich gegen Dich lange nicht mehr zu benehmen wußte. Die Tierchen aber habe ich versöhnt. Wenn Du wieder einmal kommst, wirst Du sehen, wie viele Nistkästchen die Müllerknechte auf meine Bitte unter Dächern und auf Bäumen angebracht haben, wie die Vögel, die unter meinem Schutz stehen, lustig um die alten Giebel fliegen. Und sie flattern so nah an mich heran. Sie wissen wohl, daß ich ihre Freundin bin.“

Die Freude über die Briefe Friedlis löste sich in weiten Waldspaziergängen und tollen Wasserfahrten aus.

Leider blieben sie nicht unbemerkt. Eines Tages ließ ihn Doktor Wehmann, der Direktor, rufen. „Jakob Sturm“, begann er, „Passagiere des Spätschiffes haben gestern abend bei Blitz und Donnerwetter einen jungen Burschen gesehen, der mit seinem Boot durch die hochgehenden Wellen fuhr. Es besteht der Verdacht, daß Sie es waren.“ Der fleingebaute, doch breit-schulterige Mann, der sein Gesicht in einem großen rötlichen Barte und die durchdringenden Augen hinter einer Brille verbarg, maß ihn mit einer gewissen Bitterkeit des Ausdrucks.

„Ich muß die Fahrt zugeben,“ erwiderte der Zögling.

„Wie kommen Sie aber dazu, sich nachts elf Uhr im Ungewitter auf dem See zu tummeln? Soll ich es nicht mit einem nächtlichen Wirtshausbesuch am anderen Ufer in Zusammenhang bringen?“

„Nein, Herr Direktor, ich habe mir mit der Fahrt nur ein kleines Vergnügen bereitet,“ antwortete Jakob Sturm.

„Wir wollen aber keine Schüler, die derartigen romantischen Liebhabereien leben, sich der Todesgefahr aussetzen und den guten Ruf der Anstalt gefährden. Überhaupt, was sind Sie für ein seltsamer Mensch, aus Ihnen wird ja niemand flug.“

Der Tadel des Seminardirektors hatte einen beinahe feindseligen Klang, er mochte um die Abenteuer Jakob Sturms in Wülfsenberg wissen, vielleicht war er aber selber ein wenig an der überschwärmenden Naturlust des Zöglings schuld. Sie war ein Gegenstoß gegen den streng wissenschaftlichen, vollständig nüchternen Naturunterricht, den der scharfsinnige Forscher und angesehene Gelehrte erteilte. Kein Hauch von Poesie, und wenn sie sich in die Antworten eines Zöglings schlich, dann hatte Doktor Wehmann ein so schneidendes Lächeln, einen so feingeschliffenen Sarkasmus, daß sie weher als der mächtigste Geschützdonner des Mathematikers ins Herz gingen.

Wegen abenteuerlicher Seefahrten, gewagter Schwimmerstücke, die sich oft bis an das andere Ufer des Sees erstreckten, und anderen müßigen Streifens gab es also oft Verweise, und die Dörfler von Ruosen schüttelten wie die von Krug die Häupter über den fast einsiedlerisch dahinträumenden Sonderling. „Was ist denn das für ein Seminarist, der stets spazieren geht, wenn sich die anderen über den Aufgaben quälen?“

Vieles an Jakob Sturm, was zu Aussetzungen Anlaß gab, war aber nur böser Schein, den er in Sorglosigkeit auf sich lud. Wenn er vom See kam, studierte er oft mehr als die halbe Nacht, da er sich aber nie recht einem fremden Willen zu fügen gelernt hatte, wandelte er die Aufgaben als etwas Nebensächliches ab, mehr Autodidakt als Lernzögling las er die Standwerke aus allerlei Gebieten, griff fest in die Weltliteratur, übergriff sich, indem er sich ohne jede Führung an die großen Philosophen wagte, aus denen er Heft um Heft auszog, und brachte sich selber in Verlegenheit, indem er für seine persönlichen Studien mancherlei Bücher kaufte, von denen er später nicht wußte, wie er sie bezahlen sollte. So hauste er in einer bescheidenen, doch hübschen Dachkammer, die über einen Garten auf den See schaute. Seine Quartiergeberinnen waren zwei steinalte Schwestern aus guter Familie, eine Witwe, die sich als sorgende Martha betätigte, und ein für ihr Alter recht lebhaftes Fräulein in silbernen Haaren, das sich



Grübling bei Rapperswil.

Phot. S. Feuerstein, Schuls-Larap.

als teilnehmende Maria gefiel. Wie zu Hause die Mutter klopfte die muntere Siebzigerin oft noch in später Nacht an die Türe. „Ich bringe Ihnen eine kleine Erfrischung.“ Das Fräulein, das einst recht hübsch gewesen sein mochte, hatte, wie Goethe an den Gestaden von Ruosen zu Besuch weilte, als Kind den Dichter gesehen und ihm auf einem Teller einen Apfel anbieten dürfen, wofür sie der Gefeierte in die Wangen kniff. Das kleine Ereignis warf noch stets einen Sonnenstrahl in ihr Leben, sie plauderte von nichts lieber als von älterer Literatur, und als ihr Jakob Sturm einmal den Gefallen tat, den Oberon, den sie höher als irgend ein Stück der modernen Literatur stellte, zu lesen, da war sie überzeugt, daß er ein Ausbund unter den Seminaristen sei. „Unser Herr Sturm ist eben kein Handlanger vom Turmbau zu Babel,“ pflegte sie ihn vor den Leuten zu verteidigen und trat auch herzlich für ihn ein, wenn sich die Lehrer nach seinem Fleiß erkundigten.

Bei diesen genoß er fast mehr Wohlwollen, als er in seiner starren Eigenwilligkeit verdiente, und die Zeugnisse des Seminaristen stachen von denen des Gymnasiasten angenehm ab. Christoph Sturm hörte bei seinen Besuchen in Ruosen allerlei Gutes von seinem Sohne, das steinalte Fräulein war die Lobrednerin ihres Kostgängers, und der äußerlich grimmige, innerlich gütige Mathematiker Truninger sprach von der Universität als der selbstverständlichen Zukunft Jakob Sturms.

„Das kann man sich überlegen,“ erwiderte der Vater. Seine starken, blauen Augen ruhten wieder hoffnungsvoll auf dem Ältesten, den er eine Weile nicht hatte ansehen mögen.

Am glücklichsten war Frau Elisabeth. „Siehst du, Christoph,“ lächelte sie mit geröteten Wangen, „wenn sich das Leitseil in den Händen eines Mannes verwirrt, dann darf die Frau es herzhast eine Weile übernehmen.“

Er dämpfte indessen ihre Rede: „über alle Bäche ist unser Erzenter noch nicht.“

Nein, über alle Bäche war er noch nicht, er erlebte aber im Elternhaus an der Krug reizvolle Ferien. Das schlichte Heim, das sich nach dem schrecklichen Tage, an dem der Tod drei Opfer aus der blühenden Kinderschar geholt, wieder mit fröhlichem Nachwuchs belebt hatte, war aufs neue ein lebensvolles Haus, in dem auch seine Freunde aus dem Seminar gerne Einfuhr hielten. Der Vater gab zwar das Taschengeld etwas sparsam, aber die Mutter, die

Erzieherin von Gottes Gnaden und fleißige Nebfrau, schob dem Jungen dann und wann ein heimlich erspartes Fünffrankenstück zu, und Heinrich, der gütige Bruder, der Schlosserlehrling geworden war, griff auch in die Westentasche und schenkte ihm mit freudig verklärtem Gesicht ein Zweifrankenstück. „Nimm's nur, Jakob, du kannst es ja besser brauchen als ich!“

Der Seminarist strich fast täglich um die romantische Mühle von Nebelsingen, aber mit Vorsicht, denn der Stiefvater seiner Freundin hatte die Absicht, den ungebetenen Besuchern durch die Müllerknechte ein kaltes Bad bereiten zu lassen, nicht aufzugeben. Ein Reiz der Gefahr lag also um das jugendliche Liebespiel, um so größer war die Freude, wenn Friedli, die Schelmin, schon in die weite Ferne winkend, das Zeichen gab, daß die Luft frei sei. Dann folgte ein glückseliges Plaudern unter den Weiden der Krug, ein Spaziergang durch den stillen Wald, dann bekränzte sich Friedli das jugendschöne Haupt mutwillig mit Blumen, klangen ihre Lieder durch den Frieden der Landschaft. Wo ein Baum mit glatter Rinde stand, schnitten die beiden ihre Namen darein, und was der Mund befangen verschwie, lachten die Augen.

„Warum aber sprichst du mir nie etwas vom Dichten und Schriftstellern?“ fragte Friedli, „wozu dieses Schweigen? Ich sehe dein Talent nur noch aus deinen Briefen. Du hast doch wohl noch wie als kleiner Junge dein festes, unverrückbares Ziel?“

Nein, gebrannte Kinder fürchten das Feuer, dem Seminaristen war, als ob ihm Reime wieder Unglück bringen würden, als ob das treue Muttergesicht der Frau Elisabeth ihn warne: „Gelt, Jakob, du tust es nicht, um meinetwillen nicht!“ Und merkwürdigerweise regte ihn auch der Unterricht in der deutschen Sprache nicht zu poetischen Proben aus Eigenem an, obgleich der Lehrer dieses Faches, Doktor Adolf Calmbach aus Hessen-Darmstadt, der Verfasser des in Lübeck handelnden Trauerspiels „Jürg Wullenweber“ und des besonders reizenden elsässischen Volksstückes „Das Röschen von Rochersberg“, das eben damals über eine Menge Bühnen ging, als geschmackvoller Dichter und Dramatiker, als feinsinniger Anwalt deutscher Poesie in der Schweiz einen hervorragenden Ruf genoß. Der Dichter, ein langer blonder Germane mit aristokratisch feinem Gesicht, besaß die lebenswürdigsten Formen des Umgangs und eine angenehme Sprechweise, in der das Deutsche un-

gemein leichtflüssig und wie geadelt klang, aber der Mann, von dem Jakob Sturm erwartet hatte, die Seele würde ihm von Poesie überströmen, war in vielen Angelegenheiten der Muttersprache von einer bemerkenswerten Pedanterie, dazu ein peinlich strenger Grammatiker. Für das Können der Zöglinge aber hatte er einen feinen Spürsinn. „Sturm, Sie bekunden in der freien Auswahl der Gedichte, die Sie zum Vortrag bringen, ein poetisches Gefühl, das Ihnen alle Ehre macht,“ so klang einmal sein Lob. Es

war aber zu wenig, als daß nun der Träumer seiner Liebe zu Friedli in Liebden Luft gemacht hätte.

Die Tage am Seminar von Ruosen, die köstlichen Ferien in Krug kamen, gingen und glichen sich, und Jakob Sturm stand schon in der Hälfte des vierjährigen Lehrerstudiums.

Die junge Liebe wuchs, eine Wendung kam, Doktor Calmberg, der deutsche Dichter, sprach zu Jakob Sturm ein zündendes Wort, und Schicksale dämmerten. (Fortsetzung folgt.)

Gutes Wetter.

Die Wolken haben sich wieder verzogen.
Fruchtbäume stehen verträumt im Licht.
Nun rüstet die Schiffe und zaudert nicht
Mit Winden zu wehen und Wasserwogen.

Das Land, die Berge, die Menschen so weit!
Gleich Vögeln steigt jeder ins Himmelsblau.
Wer möchte noch sorgen? Die selige Schau
Bestimmt uns alle mit Fröhlichkeit.

O Frühling, o Leben, o Liebe so schön!
Nachtschwärmende Sehnsucht und Fülle ihr!
Nun lockt uns die Weite. Nun flattern wir,
Weltlustige Brüder, auf Bergeshöhn.

Carl Seelig.

Zu den Bildern von Markus Ginfig.

Es ist etwas Eigenartiges um die Entwicklung und das Wesen eines Menschen. Und wenn es gilt, einen Künstler zu erfassen und ihn andern nahe zu bringen, wird die Aufgabe doppelt schwierig. Die Gefahr besteht, daß wir doch irgendwie an äußern Dingen haften bleiben und nicht zu den Quellen vordringen können, die die künstlerische Kraft und Eigenart bedingen.

Ob uns da der Künstler selber nicht den richtigen Weg weisen kann? Nicht immer. Denn er ist sich doch oft selber ein Rätsel und wirkt nach Mächten, die er selber nicht ganz durchschaut.

Besonders verlockend ist es, in das Werden und Schaffen eines jungen Künstlers einen Blick zu tun. Wir suchen gleich nach der Richtung, die er eingeschlagen hat und fragen uns: wird er sie weiter verfolgen, oder müssen wir uns auf Überraschungen gefaßt machen?

Die Proben, die wir in dieser Nummer von Markus Ginfig sehen, beweisen, daß wir es mit einem ernsthaften Willen und auch mit einem Achtung gebietenden Können zu tun haben. Der Künstler ist noch jung, 1909 in Zürich geboren. Die künstlerische Begabung trat früh zu tage. Er sah bald, wohin ihn das Schaffen drängte. Er besuchte, freilich nicht lang, die Zürcher Kunstgewerbeschule. Dann arbeitete er im Atelier eines Bildhauers und zog nach Pa-

ris. Die Galerien boten wertvolle Anregungen, und der eigene Kunstwille prägte sich in Werken aus, die auch im Zeichnerischen große Gewandtheit verrieten. Die Turnausstellung von 1929 zeigte zum erstenmal ein Bild des vielversprechenden Künstlers.

Nach den Pariser Jahren folgten Studien am Genfer- und Neuenburger See. Und immer wieder zog ihn Paris an.

Heute arbeitet Markus Ginfig im Toggenburg. Er widmet sich der Landschaft wie der Figur. Er führt einen sichern, charakteristischen Strich. Eine scharfe Beobachtung wie eine aus dem Innersten stammende Ehrlichkeit zeichnet seine Bilder aus. Der Porträtist stellt Menschen vor uns, an die wir glauben, die uns interessieren. Die Landschaften verlieren sich nicht in Details, sie zeigen das Wesentliche und lieben das Großzügige.

Ginfig ist verwurzelt in der Natur. Das ist bedeutsam. So werden wir noch viel Schönes von ihm erwarten dürfen. Was aus dem Boden kommt, trägt schon die Kraft, uns zu überzeugen, in sich.

Möge es dem Künstler gelingen, immer mehr sich selber in seinem Schaffen zu offenbaren! So wird er sich und uns die schönste Freude bereiten.

Ernst Eschmann.